

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Grunow'schen Buchdruckerei Otto Grunow in Bromberg.

Unruhe.

Trägst Du auf des Lenzes Schwingen
Mir den Schmerz tief in die Brust;
Oder giebst Du mir im Singen
Himmelseligkeit und Lust?

Führest Du zu lichten Höhen
Lieb' auf blütenreicher Bahn;
Oder ist es nur ein Sehen,
Mose gleich, nach Kanaan?

Ist's ein Jagen, ist's ein Werben,
Wie im Duft der Falter wirbt;
Oder ist es nur ein Sterben,
Wie im Sturm die Rose stirbt?

Herz, mein Herz! willst Du nicht sagen,
Was Dich freuet, was Dich drückt?
Oder fühlst Du im Entfagen,
Dich im Sehnen schon beglückt?

f. Brunold.

Glück.

[Fortsetzung.]

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

[Nachdruck verboten.]

Das klingt ja ganz nach Akrobatentum," mischte sich Doktor Bierecke ein, "beteiligen Sie sich auch an diesem Sport, mein gnädiges Fräulein?" — "Ach die," meinte Lucie verächtlich, "so etwas von Ungelenkigkeit können Sie sich kaum vorstellen! Keine Ahnung hat sie von Aniewelle oder Klimmzug — zum Erbarmen! Sie muß die allereinfachsten Übungen erst lernen!" — Lucie war in ihrem Fahrwasser. Konrad von Tondern gefiel ihre ungenierte Art, darüber täuschte sie sich nicht. Er riß sie durch kleine, ernsthafte Bemerkungen zu immer keckeren Behauptungen hin, denen er einstimmend beistimmte. Lucie war ganz verliebt in ihn: so andauernd war ihr noch nie der Hof gemacht worden, gewöhnlich hatte sie die landläufigen Schmeicheleien ziemlich derb zurückgewiesen und den Verehrern den Mut zu einem zweiten Versuch geraubt.

machte ein ganz ehrfurchtsvolles Gesicht, als sie mit Nachdruck sagte: „Mens sana in corpore sano“.

Lateinisch konnte sie also auch? Das war noch eine rationelle Erziehung!

Aber das mußte Lucie leider verneinen, zwar hatte sie lateinischen Unterricht genossen, aber ihre ungelente Zunge brachte es nicht fertig, das schwierige Wort „sapientia“ nach „mensa“ zu deklinieren; so war es bei den Anfangsgründen und ein paar hübschen Sprichwörtern geblieben. Dieser Ausdruck ist sogar von „subvenal“, schaltete der junge Inspektor ein, „einer seiner besten nach dem berühmten „occident miseros crambe repitita magistras“ (immer wieder aufgewärmter Kohl tötet die armen Schullehrer) — aber auch er hat sich geirrt, wie wir an ihrem Herrn Vater sehen.“ Er blieb ganz ernsthaft, als grüble er über die tiefe Weisheit des Philosophen nach und Luciens kluge Augen forschten auch dieses Mal vergeblich, ob er sie verhöhne oder nicht. Er war ein prachtvoller Mensch, das stand fest — und bescheiden trotz seiner

schwierige Wort „sapientia“ nach „mensa“ zu deklinieren; so war es bei den Anfangsgründen und ein paar hübschen Sprichwörtern geblieben. Dieser Ausdruck ist sogar von „subvenal“, schaltete der junge Inspektor ein, „einer seiner



Umworben. Nach dem Gemälde von F. Lesler.

Über dieser Konrad war ja auch ganz anders! Er hatte doch verständige Ansichten, lobte des Vaters und ihre Prinzipien, fand auch, daß die Hauptpflege vorerst dem Körper gelten müsse und

besten nach dem berühmten „occident miseros crambe repitita magistras“ (immer wieder aufgewärmter Kohl tötet die armen Schullehrer) — aber auch er hat sich geirrt, wie wir an ihrem Herrn Vater sehen.“ Er blieb ganz ernsthaft, als grüble er über die tiefe Weisheit des Philosophen nach und Luciens kluge Augen forschten auch dieses Mal vergeblich, ob er sie verhöhne oder nicht. Er war ein prachtvoller Mensch, das stand fest — und bescheiden trotz seiner

Bildung, deren er sich vor dem prahlerischen Doktor Bierecke nicht hätte zu schämen brauchen.

Aber Konrad liebte im allgemeinen gelehrte Gespräche nicht und Lucie wurde ganz traurig, als man nach einer Weile plaudernd zusammensaß und dieser körperliche und geistige Riese sein Licht so energisch unter den Scheffel stellte. Sie studierte eifrig in seinem Gesicht, um den Eindruck zu beobachten, den so viele Kenntnisse auf ihn machen würden, aber er bewahrte eine eiserne Ruhe. Natürlich! Wie hatte sie nur denken können, daß ihm dergleichen imponiere!

Man trennte sich in bester Stimmung. Selbst die arme Frau Katharina, die eine förmliche Scheu davor hatte, Fremde in ihre sonderbare Häuslichkeit blicken zu lassen, bat die Herren mit aufrichtiger Dringlichkeit, bald wieder zu kommen — sie hatte bei der Abwechslung ihre Sorgen wirklich einmal vergessen.

Lucie half beim Aufräumen, gab sich einen häuslichen Anstrich und erstaunte alle durch die Frage: „Was essen wir morgen? Doch nicht etwa den Kohl von heute mittag? Aufgewärmter Kohl ist schädlich, ja direkt giftig — wenigstens für — für Vater — Ihr könnt es mir glauben, ich behaupte nichts Thörichtes.“

„Aber Kind, Kind,“ rief die Mutter ärgerlich lachend, „was sind das wieder für Grillen? Wer hat Dir das gesagt?“

„Kon — ich meine Jubenal!“ Die Frau Professor und Ulrike sahen sich ratlos an, aber Lucie war nicht zu bewegen, eine nähere Erklärung abzugeben.

Von nun an wurde sie eine noch eifrigere Anhängerin ihres Vaters. Sie stand jederzeit seinem Wink gewärtig da, war zu jedem „Riesen-Unternehmen“, entweder zum Spazierenlaufen, Barsfußgehen oder Turnen bereit und schien es fast als eine Gnade zu empfinden, ihre Glieder kasteien zu dürfen.

Dazwischen hochte sie plötzlich unerwartet in ihrer Lieblingspose auf der Armlehne des alten Stuhles in Ulrikes Zimmer und erschreckte diese durch pessimistische Vorstellungen und trübe Todesahnungen. Auch zeigte sie rege Teilnahme für die Pferde des Milchmannes, schob ihnen die Lippe hoch, um die Zähne zu bewundern und erklärte sachverständig, die alten abgejagten Tiere seien höchstens fünf Jahre alt, das sähe man an der Vollständigkeit des Gebisses. Der Besitzer schmunzelte vom Bock über ihr erregtes hübsches Gesicht und ließ dem Fräulein gern ihr Recht. Auch die Pferde erhoben keinen Einspruch — selbst sie ließen sich lieber jünger als älter taxieren.

Eines Tages traf Ulrike auf Konrad von Tondern, als sie um eine Straßenecke bog. Er stand vor einem Laden, dessen Auslage er mit der gelangweilten Beharrlichkeit eines Wartenden betrachtete. Er trug hohe Reiterstiefel, die hoch bespritzt waren, eine Berze in der Hand und sah im übrigen etwas herausgeputzt aus.

Beim Nähen der Schritte hob er den Kopf, trat schnell vor und sagte dann befremdet: „Ach Sie, mein gnädiges Fräulein — verzeihen Sie, ich hatte Sie gar nicht erkannt —“

„Und erwartete eigentlich eine Andere?“ beschloß Ulrike lachend seinen Satz. „Es thut mir leid, daß ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten mußte.“

Tondern war errötet und sagte nun etwas unermittelt: „Sie tragen denselben langen, dunkelblauen Mantel, wie Fräulein Giselon — sehr hübsche Mäntel übrigens, wohl nach ganz neuer Mode?“ „Jawohl,“ bestätigte Ulrike unbefangen. „Sie gefielen Lucie und mir am besten und wir wählten beide dieselben.“

„Und wie geht es zu Hause? Was macht der Herr Vegetarianer und der griechische Wunderknabe?“

Ulrike überhörte den Spott. Ihr Gesicht wurde ernst und sie sagte traurig: „Ach, dem armen Max geht es gar nicht gut. Seit jenem Abend — Sie werden sich erinnern, daß er krank wurde — ist er nicht zu bewegen, Fleisch zu genießen und nun ist er noch magerer und hilfloser geworden! Ach nur ein so elendes Häufchen, mit einem schmalen, kleinen Gesicht und so brennenden Augen — dabei ist er so matt und still, zum Herzbrechen.“

„Wirklich! Davon hat mir ja, ich meine, davon ahnte ich gar nichts,“ antwortete Konrad von Tondern teilnahmsvoll auf ihre Klagen. „Dem Kinde wäre Luftveränderung das beste, ein Wechsel in Umgebung und Lebensweise — dieser verrückte Professor quält ihn ja tot! Was ist aus den beiden Kindern geworden — sie waren so niedliche, freundliche Dinger! Das Mädchen ist ja emanzipiert, fast burschikos, daß man immer mit offenem Munde stehen bleibt und der Junge sieht aus wie ein Licht dicht vorm Verlöschen. Und alles nur durch diese Kreuzreiterei! Können Sie denn nicht helfen, gnädiges Fräulein, Sie scheinen mir doch noch nicht angesteckt zu sein, können ja noch nicht mal eine Arie — pardon, Klimmzug meine ich!“ — Ulrike achtete nicht auf seinen Scherz.

„Wenn ich nur helfen könnte! Aber was ist gegen solch frebles Starrsinn auszurichten? Der Professor kann sich doch unmöglich dem verschließen, daß das Kind hinsiecht — aber er bleibt hart, nur um kein Tütelchen nachzugeben. Sie haben Recht, das Kind muß fort, es geht uns sonst zu Grunde — und die arme Mutter, Sie glauben nicht, wie sie leidet. Es ist ja eine Grausamkeit, dieses langsame Hinsinken mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu dürfen. Wie

oft haben wir schon erwogen, ob wir den Knaben nicht fortschicken könnten. Er ist aber zu unselbständig, bei Fremden würde er es nicht ertragen, er duldet nur seine Mutter und mich in seiner Nähe.“

Der junge Inspektor fühlte eine große Sympathie für das Mädchen an seiner Seite, das für ein ganz fremdes Kind empfand, was nicht einmal die Schwester — — Er sah in das schöne Gesicht, das sich angstvoll zu ihm emporhob, in die klagenden Augen, die sich sonst selten ganz entschleierten. Er hatte ihr gar nicht so viel Wärme und Leidenschaftlichkeit zugetraut und wurde von ihrer Sorge mitangesteckt. — Sie schritten nun schon zum drittenmal die Straße auf und ab, sehr zur Verwunderung des Zigarrenhändlers und des Schusters, die beide in bunten Morgenschuhen ausruhend an ihrer Thür lehnten. Ging die Keckheit der modernen Jugend schon so weit, sich auf öffentlichen Plätzen, vor den Augen braver Bürger Rendezvous zu geben?

„Sonst war sie kleiner und schlanker,“ sagte der Zigarrenhändler nachher zu einem Kunden, „ich bin mir doch nicht einig, ob es dieselbe ist — sie sprachen zuweilen nur einen Augenblick zusammen. Bei dem häßlichen Regen und den lästigen Schirmen kann man niemand deutlich erkennen.“

„So wird es am besten sein,“ schloß endlich Konrad die Beratung. „Ich weihe Frau von Einhaus genau in die Verhältnisse ein, sie ist sehr liebenswürdig und verständig und auf dem Lande macht ja eine Handvoll Besuch mehr oder weniger gar nichts aus. Uebrigens ist Wanda von Einhaus mit Fräulein Lucie in dieselbe Klasse gegangen, das könnte man also dem Professor als Grund für die Freundschaft angeben. Aber Sie müssen unbedingt mitkommen, Fräulein Mehn, Sie wissen, was dem Kinde wohlthut — diese Lucie kann höchstens der Deckmantel für die kleine Intrigue sein, zu etwas Tüchtigem sind solche Mädchen doch nicht zu gebrauchen.“

Dieses Mal fiel sein Urteil Ulrike doch auf und sie betrachtete ihn forschend. Auf seiner Stirn lag eine finstere Falte, er blickte düster vor sich hin. Es schien ihr, als wenn er die muntere Lucie doch zu sehr verdamme und sie nahm sich vor, bei Gelegenheit eine Lanze für die Verannte einzulegen. Heute drängte die Zeit — der Professor verlangte größte Präzision — und sie verabschiedete sich eilig von dem jungen Inspektor unter dem Versprechen, den kleinen Plan so geschickt einzufädeln, daß nur die Frau Professor um ihn Bescheid wüßte.

„Welch ein Mädchen, Welch ein Mädchen,“ murmelte Konrad von Tondern vor sich hin, als er in den Gasthof zurückkehrte, um sein Pferd zu besteigen.

„Das ist echtes Samaritertum — nicht rechts, nicht links blicken, ganz selbstlos sein! Für mich hatte sie freilich wenig Interesse, aber ein gemeinsames Geheimnis zu treiben, ist doch schon eine kleine Vertraulichkeit. Die wiegt zehn Lucien auf!“

Erst zu Hause dachte er daran, daß er, den eigenen Brief in der Tasche, den von Lucie nicht einmal abgewartet habe. Ach, diese dummen Ergüsse über Stärke und Gewandtheit, diese kindischen Bemerkungen über Landwirtschaft, die sachgemäß sein sollten und meistens sogar nur flüchtig aus irgend einem alten Buch abgeschrieben waren! Zuerst hatte ihm das viel Spaß gemacht und er hatte sich über die kühnen, sprunghaften Redewendungen amüsiert. Nun kam ihm Lucie unweiblich vor, daß sie gleich so entgegenkommend auf seine Vorschläge eingegangen war und nebenbei so thöricht, unglaublich thöricht!

Glaubte sie wirklich, sie könnte einem verständigen, gebildeten Mann auf die Dauer genügen mit ihrer Halbbildung, diesen lateinischen Schlagwörtern, ihrem ganzen unreifen Benehmen und Charakter?

Er warf sich verdrießlich über seine Uebereilung und Luciens Schwäche in den Stuhl, sann über den Ernst des Lebens nach und las ein Kapitel im „alten und neuen Glauben“ von Strauß, ein Erbe von seinem Vater, der Pastor gewesen war. Daß ihn die Lektüre befriedigt oder interessiert hätte, wäre zuviel gesagt — aber man muß sich doch weiterbilden, um auf der Höhe zu bleiben!

Frau von Einhaus machte etwas erstaunte Augen, als ihr junger Inspektor ihr seine Bitte eröffnete, grade so erstaunte Augen, wie Frau Katharina bei Ulrikes freudiger Offenbarung. Beide Damen aber beratschlagten nicht lange bei sich selbst: Frau von Einhaus war sehr gutmütig und gern hilfsbereit, wenn ihr selbst keine Unbequemlichkeiten erwachsen — und in dem großen Hause war ja Raum für viele; die Frau Professor sah die Notwendigkeit ein, etwas für ihren Liebling thun und sich zu seinem Besten selbst in eine Trennung finden zu müssen.

Wanda von Einhaus wurde durch die Nachricht überrascht, daß sie zu den Pfingsttagen ihre alte, längstvergessene Freundin Lucie Giselon einladen solle, und schnell genug fand sie sich mit der Thatsache ab, als sie die Erlaubnis erhielt, am nächsten Tage selbst in die Stadt fahren und die Bitte ausrichten zu dürfen. Das war doch eine hübsche Abwechslung, Lucie war ja sehr nett, so viel sie sich erinnerte und eigentlich „reizend“, als ihre Mutter hinzufügte: „Wenn Du aufgefördert wirst, kannst Du bleiben, bis zum Nachmittag.“

Lucie tanzte einen wilden Indianerreigen, als am nächsten Morgen Wanda von Einhaus das kleine Ponhofwerk, indem sie



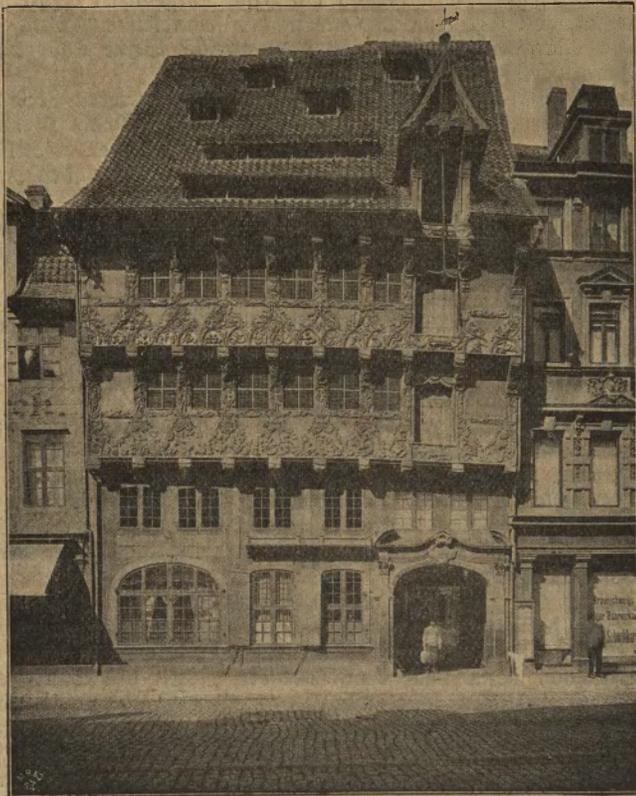
Ein schwarzer Wachtmeister
in Deutsch-Südwestafrika.

mit einem rundköpfigen Groom saß, vorfuhr und ihr die so bald bevorstehende Freude mitgeteilt wurde. Das ganze Haus geriet in Aufruhr: dem Professor war es anfangs nicht recht, er fürchtete, die Kinder würden die Uebungen vernachlässigen, im Grunde wurde es ihm schwer, sich von seiner treuen Gefährtin zu trennen. Njar sträubte sich energisch, zu fremden Menschen zu gehen und erst die Versicherung, daß er immer bei Ulrike sein und sich wenig um die Wirte kümmern brauche, bewog ihn zur Einwilligung; Frau Katharina gedachte noch einmal der Vorteile, die der ländliche Aufenthalt dem Knaben bringen könne und kämpfte ihre leise Wemut damit nieder, daß sie ihm ausmalte, wie schön er draußen spielen, die Ställe durchwandern und mit Ulrike in der Sonne sitzen könne. Dann begann sie mit Ulrike Kleider und Wäsche auszuwählen, denn schon am andern Tage sollte die Ueberriedelung geschehen, da man kurz vor Pfingsten war. Selbst die beiden Dienstmädchen traten einmal aus ihrer Verschüchterung heraus, in der sie durch des Professors leichte Erregbarkeit gehalten wurden. Alles lief fröhlich durcheinander, es schien, als wäre erst jetzt der Frühling eingezogen. — Wanda und Lucie durch-

eilten indessen plaudernd die Straßen, tüncheten die alte Freundschaft in schönsten, leicht lösbaren Wasserfarben wieder auf und versorgten sich mit alledem, was einen Landaufenthalt jungen Mädchen angenehm machen kann: rauhem Zeichenpapier, um Skizzen aufzunehmen, ein paar moderner, eleganter Deckchen zum Besticken, einigen recht interessanten Romanen und vor allen Dingen mit vielen und schönen Süßigkeiten in reichster Auswahl. Das war der interessanteste Teil der Kommissionen. Dann zog Wanda eine Liste aus dem Portemonnaie, nahm eine sehr geschäftsmäßige Miene an und bestellte ein Gros beim Kaufmann, dem Schlächter und dem Delikateswarenhändler. Bei Nammann u. Co., „dem einzigen, bei dem man etwas bekommen konnte,“ suchte sie sich ein helles Sommerkleid aus, nur von ihrem Taschengeld, wie sie versicherte und probierte vorsichtshalber einige Sommerjacken an, falls ihre Mutter ihr doch noch eine schenken wollte. Schließlich statteten sie Mine Bock einen längeren Besuch ab, um große und kleine, helle und dunkle, einfache und elegante Strohhüte aufzupassen und sich definitiv für Cremebesatz mit rotem Mohr zu entscheiden. In der Thür wurde die Bestellung doch lieber in hellblauem Band mit Apfelblüten umgemodelt. — Ganz erschöpft kamen sie beide zu Hause an und forderten das allgemeine Mitleid für ihre aufreibende Thätigkeit. In der Nacht schliefen sie alle schlecht im Hause, beunruhigt durch die ungewohnte Veränderung. — Am Morgen flossen von beiden Seiten einige Thränen und man winkte mit Hand und Taschentuch, so lange der Wagen noch sichtbar blieb. Dann schloß Frau Katharina heutzend das Fenster: so einsam würde sie einmal zurückbleiben, wenn Lucie sich verheiratet, Njar die Universtität bezogen hätte. Der Professor trabte auch heute seine regelmäßigen Stunden ab, doch fand er es unverhältnismäßig kalt und windig, so un-

freundlich draußen, daß er sich versucht fühlte, seine Tour abzukürzen, aber mit männlicher Energie überwand er den Schwächeanfall.

Der Wagen rollte fröhlich vorwärts; Lucie und Ulrike saßen im Fond, Njar mit dem Handgepäck rückwärts, eine große Schachtel mit Kuchen, mit dem man sich angenehm einführen wollte, auf den Knien haltend. Zwei große Reiseförbe waren neben dem Kutscher festgebunden und der Gute wandte sich oft in lebhaftem Gespräch zu



Das Demmersche Haus in Braunschweig.

seinen Passagieren zurück, um sie von den Vorzügen des Landes im allgemeinen und denen des schönen Gutes Einhaus-Doppelburg im besonderen zu unterrichten.

Dazu schien die Sonne so warm, daß die Damen die Schirme aufspannen mußten, und so heiter und fröhlich sahen alle Leute aus, die ihnen begegneten und ihnen Guten Tag sagten, daß sie schon ungeduldig nach neuen Wanderern ausschauten. Njar wurde gesprächig, jubelte über jedes Tier auf dem Felde und jeden Blüten-

strauch am Wege und als mit schmetterndem Gesange eine Lerche emporstieg, da geriet sie alle drei in eine solche Aufregung, daß der Kutscher anhielt, bis droben in dem lichten, wolkenlosen Blau der kleine, dunkle Vogel leis und die liebliche Stimme entschwand. Wie war es doch schön auf der Welt, man vergaß es ganz in den Stadtmauern und dankte dem Schöpfer gar nicht genug für all die Herrlichkeit ringsum: die Felder, deren zarte, grüne Halme der Wind liebtosend überstrich, die Hecken mit den tausenden feiner, krauser Blättchen, das Gras am Knick, das schon mit Blumen durchwoben war — selbst die Kühe begrüßten sie freudig, die neugierig über die Umzäunungen blickten.

[Fortsetzung folgt.]



Eine Truppenpatrouille auf Reitochsen in Deutsch-Südwestafrika.

— Einem Zahn verloren — die Herzen gewonnen. —

[Schluß]

Eine lustige Geschichte aus dem Leben Jean Pauls. Von Karl Neumann-Strela.

[Nachdruck verboten.]

Vierzehn Jahre später schallte es wie ein einziger Freudenruf durch Leipzig: Jean Paul kommt an! Der berühmte Verfasser der „unsichtbaren Loge“, des „Hesperus“, „Quintus Firlein“, „Zubelsenior“ und „Kampfaner Thales“ wird Leipzig mit seiner Gegenwart beehren! —

Er kam mit Extrapost, wohnte in dem vornehmsten Hotel, und der erste Marqueur bediente ihn ganz allein. Seine Thür „stand vom Morgen bis zum Abend nicht still“.

Buchhändler kamen, um sein neuestes Werk für ihren Verlag zu erbitten; Kaufleute erschienen, um ihn zu einem Gastmahl zu laden. Damen nahen mit ihren Stammbüchern, in die sich der „Göttliche“ einschreiben sollte, und Vogenbrüder baten um die Ehre, den „weltberühmten“ Bruder zu einem Liebesmahl zu führen.

Demoiselle Hähnel hatte das Glück, mit ihm aus einem Glase zu trinken. Im Entzücken darüber rief sie aus: „Er hat einen Blumenkranz um den Mund!“

Dreimal glücklich, wer diesen Mund küssen durfte, wer eine Locke vom Haupte des Dichters erhielt! Nun denn, er spendete Locken, so lange es sich mit seinem Haarwuchs vertrug, und junge und ältere Damen, „Bachfischchen“, Gattinnen und Mütter, küßten ihn auf Mund, Wangen und Stirn.

Niemand entsann sich der Zeit, wo er als Student in Leipzig lebte und heimlich entwich. Er dachte aber daran und hatte auch seine Freunde in der Reichsstraße nicht vergessen. Seine vor der Flucht gemachten Schulden waren aus der Ferne längst von ihm beglichen, doch an Köhlers hatte er nie geschrieben; nun aber, als er sich dem „Jean Paul Begeisterungsieber“ nur etwas entziehen konnte, trat er bei ihnen ein.

Obgleich eine lange Zeit verstrichen, erkannten sie ihn doch gleich. Es war ein freudiges und bewegtes Wiedersehen. Denn nachdem er ihnen erzählt, wie es ihm seitdem als Hauslehrer in Hof und Schwarzenbach, dann nach dem Tode der Mutter als Schriftsteller in Bahreuth ergangen war, wünschte er ihre Erlebnisse zu hören. Was er da vernahm, mußte ihn tief bewegen. Ihre Kinder waren gestorben, und das sie früher gut ernährende Geschäft hatte sich sehr verschlechtert. Ihnen gegenüber war kürzlich ein neuer Barbierladen eröffnet worden, zwei andere Barbier hatten schon früher in der Reichsstraße Läden aufgemacht. Hier gleiche Geschäfte waren für die Gegend zu viel, und wie es meist zu geschehen pflegt, zogen die Leute die neuen Geschäfte vor.

Köhler mußte den Gehilfen entlassen; er hatte oft halbe Tage lang nichts zu thun. Der anfangs zurückgelegte Spargroschen war längst verausgabt, und wenn es so weiter ging, stand Köhlers ein trüber Lebensabend bevor.

Von ihrer Mittheilung tief ergriffen, bot Jean Paul ihnen sofort seine Hilfe an. Seine Geschenke konnten sie damals nicht abwenden, ohne ihn zu kränken, doch seine Geldhilfe, die er ihnen bei seinen glänzend gewordenen Einnahmen als Schriftsteller um so leichter gewähren konnte, lehnten sie ab. Traurig gestimmt verließ er sie, dachte aber unterwegs darüber nach, wie ihnen zu helfen sei. So kam er in sein Hotel, plöblich erheiterte sich sein Gesicht, da er nach seiner Meinung den richtigen Ausweg gefunden hatte.

Immer wieder ein Gastmahl oder ein Assemblée mit jungen und älteren Damen. Haarlocken konnte er ihnen zwar nicht mehr bieten, er wäre sonst zum Kahlkopf geworden. Wenn aber der Schaumwein in den Gläsern perlte, dann kamen die Bachfischchen immer wieder auf ihren Fußspitzen, und die Gattinnen und Mütter mit bittenden Mienen herbei, um den „Göttlichen“ zu küssen. Er zögerte durchaus nicht damit, auch an diesen und den nächsten Tagen küßten sie ihn auf Mund, Wangen und Stirn. So rasch wie bisher geschah es aber nicht. Erst mußten die Damen ihm etwas versprechen und wenn das geschehen war, kam erst der beglückende Kuß.

Und was geschah weiter? Köhler und Frau wollten ihren Augen nicht trauen. Ein Diener rief ihm zu einem Senator, um ihm die Haare zu kräuseln, eine Magd zu ihrem erkrankten Herrn, um ihm zur Aber zu lassen, und gleichzeitig kam ein feines Herrchen, das rasiert, parfumiert und frisiert sein wollte. Das war aber nur der Anfang davon. Dann kamen zwei Herren, zwei Diener, zwei Mägde auf einmal an, und so ging es täglich fort; immer mehr Bestellungen, immer mehr Kundschaft. Köhler hier, Köhler dort, er konnte sich doch nicht zerreißen; indes nur möglichst rasch wieder einen Gehilfen genommen und einen Lehrling dazu. Köhler und Frau sahen sich mit jedem Tage vergnügter an. Jean Paul kam noch öfter und freute sich, sie wieder fröhlich zu sehen, ohne ihnen zu sagen, wer diesen glücklichen Umschwung herbeigeführt.

Einen besseren Ausweg, ihnen zu helfen, konnte er schwerlich finden, und er mußte sich sagen, daß die Damen ihr Versprechen rasch erfüllt. Sie hatten Väter, Brüder, Söhne, Gattin, und bevor Jean Paul sich wieder küssen ließ, mußten sie ihm fest versprechen: „Mein Vater, oder mein Bruder, oder mein Sohn, oder mein Ehemann soll Köhler in Nahrung setzen, eher ruhen und rasten wir nicht!“ Weibliche Bitten vermögen viel, das wußte der Dichter, und deshalb belohnte er jedes Versprechen mit dem ersehnten Kuß.

Als die Scheidestunde schlug, konnte er Leipzig in dem frohen Bewußtsein verlassen, daß Köhlers dauernd geholfen war. Einst hatte der arme Student einen Zahn verloren und dabei ihre Herzen gewonnen; jetzt aber gewannen die Klisse des großen Dichters viele weibliche Herzen, um durch ihre Bitten und Fürsprachen den Bedrängten Hilfe zu bringen. So vergalt er das Gute mit Gutem und lohnte ihnen die Freundschaft, die sie ihm vor vierzehn Jahren erwiesen hatten. Die neue, sich täglich vergrößernde Kundschaft blieb ihnen treu, dafür sorgten schon Jean Pauls begeisterte Verehrerinnen, die mit ihren Bitten bei Vater, Bruder, Sohn und Ehemann, Köhler dauernd in Nahrung zu setzen, auch ferner nicht ruhten. Sein Geschäft hob sich immer mehr, ihm ward ein heiterer Lebensabend beschieden. Wer diesen glücklichen Umschwung aber veranlaßt hatte, erfuhr er nie, da der Dichter, um sich dem Danke zu entziehen, beharrlich schwieg und auch den Damen in dieser Beziehung Schweigen auferlegte.

Die Leipziger Freunde sahen ihn niemals wieder. Als er 1825 in Bahreuth gestorben war und die Trauerbotschaft nach Leipzig kam, traten Köhlers tiefbewegt vor sein Bild in ihrer Stube und schmückten es mit einem Lorbeerkranz.

— Dämmerstunde. —

Wie träumt sich's lieblich in der Dämmerstunde!
Des Tages Rauschen löst sich friedlich auf;
Die letzten Schritte vom geschäftigen Lauf
Verklungen müde schlürfend in der Runde;
Die trüben Wellen zitternder Bewegung,
Sie glätten sich, ein weites, klares Meer,
Und nach den Geistern launischer Erregung
Nacht sich die Ruhe, still, und groß, und hehr.

In ihren sanften Schoß versinkt das Leben,
Ein eigenstinnig ungestümes Kind.
Am Morgen riß sich's los, und wie der Wind
War es entschlohn, und trieb, wie Kinder eben,
Der Jugend Spiele, baute und zerstörte
Und schwatz' und weint' und jauchzt' in heller Lust;
Doch satt vom eitlen Tand, der es bethörte,
Birgt's nun sein Köpfschen an der Mutter Brust.

Das Fenster auf! Die duft'ge Abendkühle
Streift mir Gesicht und Haar wie leiser Kuß,
Verstohlnen Liebe flüchtiger Genuss,
Ein Flügelchlag gebundener Gefühle.
Anmutig Spiel, wohl kenn' ich deine Zauber!
Wo blieb die Zeit, da du mein Herz entzückst?
Wie bald — wir wurden kühler, wurden tauber,
Und still verfielte, was uns kaum beglückt.

Am Himmel ziehn herauf die ew'gen Sterne,
Glühwürmchen gleich in lauer Juninacht;
Der Abendwölkchen zarte Rosenpracht
Lief einen Hauch noch in verlornen Ferne.
So rasch ist eine Sonne selbst verschwunden!
Kein Abendglöcklein? Alle schon vertönt.
O schlumme Welt! Es sind gezählt die Stunden,
Wo du gelöst und mit dir selbst veröhnt.

Wie herblich bunt das dürre Weinlaub flattert!
Bald rauf's der Sturm verblichen und verdort;
Zum Ende geht's — die süße Frucht ist fort,
Die jüngst sein liches Grün so hold umgattert.
Gleich's nicht den alten Menschen dieser Erde?
Die Kinder ziehn, die sie dereinst gehegt,
Sie aber schleppen weh der Welt Beschwerde,
Bis sie der Tod zur Winterruhe legt.

In Nebeln schwinden schon des Parkes Bäume.
Im Garten unten webt es schleierweiß;
Bald hier, bald dort geschäftig formt sich's leis:
Mich dünkt, ich sah' der alten Erde Träume.
Die späten Blumen atmen süße Düste,
Der Hauch der Nachtluft hebt sie von der Flur:
Es taumeln Weihrauchströme durch die Lüfte
Wie fromme Nachtgebete der Natur.

Welch ein gesättigt Schweigen! — Nein: von weiten
Kommt's geisterleis gezogen, summt und singt —
Du Hauch von Ton, der mir im Ohre klingt,
Bist du ein Rauschen ferner Aeolsaiten?
Bist du der Geist von einem Wiegenliede,
Das eine Mutter ihrem Kinde sang,
Und ziehst du nun verloren durch die müde
Lichttrunkne Welt, bis sie der Schlaf bezwang? —

Wie träumt sich's lieblich in der Dämmerstunde!
Mir ist, als ob das Herz ein Zauber füllt,
Der mir das Wesen alles Seins enthüllt,
Die Welt mir zeigt in ihrem tiefsten Grunde.
Klar schaut der Geist, hoch über dürft'ger Meinung,
Die im Geräusch des Tags ihm mühsam floß,
Und aus dem Bild, aus flüchtiger Erscheinung
Löst wie von selbst sich der Gedanke los. Victor Blätigen.



Eine Beerdigung in Rußland. Nach dem Gemälde von Fritz van der Venne.

Wenige Minuten darauf stand die gesamte Familie Zieseniß mit allen Zeichen herzlichster Theilnahme um Vorchens versammelt. „Migräne?“ sagte Frau Zieseniß mitleidsvoll, „dann ist das Beste, die Frau Stabsarzt trinkt einen starken, schwarzen Kaffee und sie bleibt im Bett.“

„Wir können sie ja auch in ein anderes Zimmer schaffen, in eins nach dem Hof zu,“ sagte Zieseniß, der Vater, „dort ist es wenigstens dunkel und kühl und die Frau Stabsarzt hört kein Geräusch.“

Kein Geräusch sollte dort Muttchen hören!

Dem armen Vorchens erschien diese letztere Begründung wie Hohn und Spott. Nur mit großer Mühe gelang es ihr, den Beistand der Ziesenißens abzuweisen und sie zu beruhigen. Sie erwiderte, ihre Mutter bedürfe weiter keiner anderen Mittel als ruhig auf ihrem Zimmer zu bleiben. Dort hin zog sie sich auch selbst zurück, um ihrer Mutter, so gut es die Gemüthsverfassung beider Damen erlaubte, Gesellschaft zu leisten.

Mittags erschien in der Sonne wie gewöhnlich Doktor Pulvermann, um nach etwaigen neuen Patienten zu forschen.

„Die Frau Stabsarzt hat Migräne,“ sagte Zieseniß zu ihm.

„Also!“ erwiderte Pulvermann kurz und er sah Zieseniß bedeutungsvoll an.

„Ich glaube bloß, sie kuriert sich schon allein,“ versetzte Zieseniß.

„Unfinn!“ entgegnete Pulvermann kategorisch.

Zieseniß bereute zu spät, dem Doktor Pulvermann etwas gesagt zu haben.

„Das müssen Sie ihr eben ausreden,“ sagte Pulvermann unwirsch, „ich warte hier, gehn Sie inzwischen rauf. Fragen Sie sie, ob sie auch Ohrenschmerzen hat und ob sie sich übergeben muß. Sie soll etwa keinen Migränestift nehmen. Das ist Blech. Sagen Sie ihr, ich wäre zufällig hier.“

Zieseniß stotterte noch etwas. Es war umsonst. Endlich eilte er hinauf.

Vorchens besserte gerade wieder einen Spitzenkragen aus, den sie zur Reunion tragen wollte. Einige Maschen waren daran aufgegangen. Ihre Mutter saß tief vergrämt auf dem Sofa und hatte einen alten Gartenlaubenband vor sich hin. Sie war mit Vorchens ganz darin einverstanden, auf dem Zimmer zu bleiben. Wie andere alte Damen kleine Affenpinscher oder Möpse lieben, als wären sie von ihrem Fleisch und Blut, so war der Apparat auch für die Stabsärztin ein Stück von ihrem Selbst geworden.

Vorchens senkte wieder vor sich hin.

Sie dachte wieder an das Ungemach der Welt. Dabei geschah es, daß ihr eine und dieselbe Masche zum drittenmal von der Nadel rutschte. Jedesmal hatte sie an dem Krage etwas auszubessern, wenn sie ihn umnahm. Er war schon etwas abgetragen und außerdem das letzte Andenken an eine Tante, die Vorchens gern gehabt hatte und die gestorben war. Ihr ganzes Leben war nichts mehr als ein ewiges daraufhin arbeiten, nach dem Willen ihrer Mutter noch einen Mann zu bekommen, und Vorchens war doch selber dabei teilnahmslos geworden. Daß die Masche durchaus nicht auf die Nadel wollte, hatte seinen Grund. Vorchens war zerstreut. Der Herr im weißen Biqueanzug stand wieder vor ihr. Er war nicht wie andere Herren. Er hatte etwas Stilles, Behemliches, ja Trauriges an sich und war doch dabei rücksichtsvoll und fein. Er hatte vielleicht auch einen Kummer. Vorchens war nicht neugierig, aber sie dachte doch daran, was für einen Kummer überhaupt ein Mann, noch dazu ein junger und ein hübscher und einer, der, wie es doch schien, sich in guten Vermögensverhältnissen befand, haben könnte. Es wollte ihr nicht in den Sinn. Er war auch noch nicht verheiratet. Der fehlende Trauring, von dem die Mutter gesprochen hatte, wollte nicht viel sagen. Aber Vorchens merkte schon an einem Manne, ob er verheiratet war oder nicht. Warum war er nur noch nicht verheiratet? An einer Frau konnte es ihm doch nicht fehlen.

„Wir müssen ihn uns auf jede mögliche Weise verschaffen,“ sagte die Stabsärztin plötzlich von ihrem Sofaplatz aus.

Vorchens schrak zusammen.

„Aber, Muttchen!“ rief sie.

Vorchens dachte noch immer an den Herrn im Biqueanzug.

„Ich halt's ohne ihn nicht mehr aus,“ jammerte die Stabsärztin abermals. „Zieseniß muß uns zu ihm verhelfen.“

„Zieseniß!“ fuhr Vorchens voll Entsetzen auf, „was denkst Du denn, Muttchen!“

Sie legte den Spitzenkragen aus der Hand und eilte erregt auf ihre Mutter zu.

Auf dem Tische lag der blecherne Trichter, den Vorchens sich noch gestern Abend aus der Küche unter dem Vorwande, eine Flasche mit Himbeersaft abfüllen zu wollen, entliehen hatte.

Vorchens hatte gelesen, daß sich ein Gehörleiden in einigen Fällen schon ganz plötzlich auf die Gehirnnerven geworfen hatte.

„Muttchen, Muttchen!“ rief sie durch den Trichter flehend, seine Röhre in das Ohr der Mutter haltend, „zu wem soll uns Zieseniß verhelfen.“

„Zu meinem Apparat!“ erwiderte erstaunt die Stabsärztin.

Es klopfte. Erschrocken entfernte Vorchens den Trichter. Zieseniß trat ein.

Das Resultat der Szene, die nun folgte, war, daß alle Mißverständnisse sich klärten. Zieseniß wurde belehrt, daß die Migräne der Stabsärztin glücklich verschwunden war, Vorchens sah ein, daß sie, weil sonst kein Ausweg blieb, ihre Verlegenheiten überwinden müsse und Zieseniß wurde ermächtigt, auf dem Anzeigebrett auf der Promenade einen Zettel ankleben zu lassen, durch welchen der ehrliche Finder des Apparates gegen eine Belohnung von drei Mark um Abgabe desselben in der Sonne aufgefordert und gebeten wurde. — Doktor Pulvermann ging unzufrieden an diesem Mittage aus der Sonne davon.

Am Nachmittage saßen die Stabsärztin und Vorchens in einer im Hofe der Sonne gelegenen Laube beim Kaffee. Die Gänse und die Hühner liefen davor herum, die Küchenmädchen kamen mit dem Ausgusswasser und schütteten es in den Kinnstein und Flock lag phlegmatisch vor seiner Hütte am Boden und schnappte nach Fliegen. Hier wurde Vorchens, wenn sie den Trichter für ihre Mutter benutzte, von niemandem beobachtet. Die Stabsärztin brockte sich kleine Kuchenstücke in den Kaffee und fischte sie dann, wenn sie ordentlich durchgeweicht waren, mit dem Löffel wieder heraus. So machte sie es zu Hause in Fulda. Hier in dem abgeschiedenen Winkel ließ sie Vorchens gewähren. Auch Vorchens machte es sich bequem. Aus dem Napfluchen polkte sie nachdenklich mit dem Zeigefinger und dem Daumen die Rosinen heraus und sie dachte wieder an etwas.

„Er ist da!“

Mit diesem Rufe stürzte aus dem Hofthore Zieseniß plötzlich auf beide Damen zu.

Vorchens blieb die Rosine zwischen den Fingern stecken.

„Er?“ rief sie.

„Der Apparat!“ versetzte Zieseniß erregt.

„Ach so,“ sagte Vorchens.

Sie sah dabei etwas verwirrt aus. Sie hatte wieder an jemand andern gedacht.

„Wo ist er denn?“

„Es ist ein Herr da. Er wünscht ihn den Damen selber abzugeben.“

„Ich komme,“ sagte Vorchens hastig.

Sie bedachte schnell bei sich, daß es besser war, wenn ihre Mutter unter den vorhandenen Verhältnissen dem Anblick des fremden Herrn entzogen blieb.

„Wo willst Du denn hin?“ fragte die Stabsärztin, indem sie gerade nach dem letzten Brocken fischte, der aber in einem widerstehenden Kreise auf der braunen Blut umherkreiste.

Zieseniß ging schon voraus, Vorchens rief ihrer Mutter durch den Trichter eine schnelle Aufklärung zu und folgte Zieseniß rasch.

Hannefried wartete inzwischen im Garten. Er hatte den Zettel auf der Promenade, wo er sich hinbegeben hatte, um sowohl nach Gretchen als auch nach dem kleinen blaffen Fräulein Umschau zu halten, gelesen. Er war in eigener Stimmung dort herumgeschlendert. Seit dreißig Stunden hatte er das entschiedene Gefühl, verlobt zu sein. Es war zwar zwischen ihm und Gretchen zu keiner ausgesprochenen Erklärung nach dieser Hinsicht gekommen, zu diesem Ende hatte eben ihnen beiden die hinreichende Zeit gefehlt. Dennoch hatte er ein ernstes Gefühl, als Ehrenmann nun nicht mehr anders handeln zu können, als daß er sich mit Gretchens Eltern jetzt in Verbindung setzte. Zwar hatte er auch die Geheimratsstochter in Chemnitz geküßt, doch lag die Sache damals wesentlich anders. Auch war er seitdem gefesteter und mit einem Wort ein Mann geworden. Ferner schien Gretchen — und er wollte über diesen Punkt noch Erkundigungen einziehen — aus wohlhabender Familie zu sein. Seit dreißig Stunden erschien ihm das Leben, seine eigene Persönlichkeit anders als zuvor. Die Zeit, wo er das Joch eines Gehilfen getragen hatte, lag wie in weiter Ferne hinter ihm. „Viktor Hannefried“ stand unentwegt in goldenen Glasbuchstaben auf der Scheibe — Gretchen gefiel ihm wirklich. Im Spazierengehen sann er sogar schon über ein Gedicht nach. Die gewöhnlichen Reime wollte er darin vermeiden. Gretchen sollte sich auf das Gedicht etwas einbilden dürfen. — Als Hannefried den Zettel gelesen hatte, kehrte er eilig in den Adler zurück, nahm seinen Fund an sich und begab sich damit nach der Sonne. Er hatte kaum den Garten betreten, als die Ziesenißens in der gewohnten Weise auf ihn zugestürzt kamen. Hier wünschte er nicht; sobald er auf seine Anfrage aber von Zieseniß erfuhr, daß es Damen wären, denen sein Fund gehörte, verlangte er, diesen persönlich gemeldet zu werden.

Der Garten war sonst wieder gänzlich leer.

Mit einiger Verlegenheit schritt Vorchon auf den fremden Herrn zu. „Hannefried!“ sagte Hannefried, sich vorstellend mit einer Verbeugung, wie er es vor langen Jahren in der Tanzstunde gelernt hatte, und die Absätze zusammenziehend.

„Sehr angenehm,“ flüsterte Vorchon.

„Ich hatte das Glück, einen Gegenstand zu finden, den Sie verloren haben,“ fuhr Hannefried fort.

Mit diesen Worten überreichte er Vorchon den eingewickelten Apparat, aus dem umhüllenden Zeitungspapier sahen die schwarzen Ecken hervor.

Als Vorchon so den Gegenstand ihrer Verlegenheit in den Händen eines gebildeten jungen Mannes sah, errödete sie.

Vorchon fühlte, daß sie errödete. Aus diesem Grunde errödete sie gleich noch ein zweitesmal und aus Aerger darüber auch noch ein drittesmal.

Drei Feuerfarben, eine immer dunkler als die andere, schossen ihr ins Gesicht.

„Ich danke!“ lispelte sie endlich.

„Bitte recht sehr,“ sagte Hannefried.

Es schwebte zwischen ihnen beiden noch etwas Unausgesprochenes, die verkündigten drei Mark Belohnung. Aber weder Vorchon noch Hannefried fanden dafür eine Aeußerung.

„Empfehle mich,“ sagte Hannefried.

„Adieu,“ hauchte Vorchon und sie errödete ein letztes Mal.

In der Thür von weitem wartete Biesenitz — für den Fall, daß Hannefried doch noch etwas bestellen würde.

Biesenitz täuschte sich.

Mit einer nochmaligen Verbeugung entfernte sich Hannefried und Vorchon eilte, ihren Schatz umklammernd, in den Hof nach der Taube, aus der alsbald ein freudiger Aufschrei erklang, so daß Flock aus seiner Hütte aufgeschreckt den Kopf nach dieser Richtung reckte und die gefappten Ohrzipfel hob.

„Was war es denn für ein Herr?“ fragte endlich die Frau Stabsarzt.

„Was soll es für einer denn gewesen sein, Muttmchen,“ erwiderte fast wieder ungeduldig Vorchon.

„Ich meine,“ fuhr ihre Mutter fort, „man müßte sich ihm doch erkenntlich zeigen. Vielleicht, daß man ihn zu einer Tasse Kaffee bittet.“

„Muttmchen, das ist nicht nötig!“ antwortete Vorchon bestimmt. Die Unterhaltung zwischen beiden Damen, soweit sie Hannefried betraf, war damit zu Ende.

Hannefried schlenderte nach den Anlagen zurück.

Das Bild der jungen Dame, der er gegenübergestanden hatte, schwebte vor ihm.

Sie war sehr rot geworden. — Warum?

Sie war rot geworden, als er ihr in die Augen sah. Es war mithin keine Persönlichkeit, der Eindruck seiner Persönlichkeit, der ihr das Blut in das Gesicht getrieben hatte. Die Dame schien nicht mehr die jüngste zu sein. Hannefried taxierte sie auf fünfundszwanzig. Sie war aber ziemlich hübsch. Hannefried zog seinen Taschenspiegel hervor. Er setzte sich auf eine Bank und studierte sein Gesicht. Es war zwei Tage her, daß er sich hatte rasieren lassen, auf Wangen und Kinn sproßten schon wieder die Stoppeln. Hannefried ärgerte sich jetzt nachträglich, daß er nicht vor diesem Besuche zum Barbier gegangen war. Er hätte entschieden sonst noch vorteilhafter aus-

gesehen. Von Chemnitz her war er es gewöhnt, nur zweimal in der Woche seinen Barbier zu beschäftigen, nämlich am Mittwoch und am Sonntag. Sein Entschluß stand aber fest: So lange er noch in Liebenau weilte, wollte er fortan sich immer einen um den andern Tag rasieren lassen. Zwar kostete das Rasieren in Chemnitz nur zehn Pfennige, während die Liebenauer Barbier die Notlage der Kurgäste ausbeuteten und zwanzig Pfennig verlangten, was Hannefried schon beim ersten Male, als er die Bekanntschaft mit dem Friseurgeschäft am Markte machte, innerlich aufgebracht hatte. Dieser Preis sollte aber für ihn jetzt keine Rolle spielen. Sein Aufenthalt in Liebenau kostete eben dann zwei bis drei Mark mehr, und für den Zweck, den er verfolgte, konnte das nicht ins Gewicht fallen.

Hannefried beschloß, gleich auf der Stelle zum Barbier zu gehen. Auch die Haare wollte er sich schneiden lassen.

Das Friseurgeschäft, dem er endgiltig seine Kundschaft zugewendet hatte, lag am Markte.

Im Schaufenster, von mehreren geflochtenen Zöpfen, Bartwuchsbüscheln, Zahnbürsten, Flaschen Eau de Cologne und anderen Requiriten umringt, stand die von blauem Sammet umkleidete wächserne Büste eines schönen wohlfrisierteten Mannes von milchweißem und roterotem Teint mit einem braunen, weichen Schnurrbart, insgesamt eine Männer Schönheit, wie sie in solcher Vollendung wenigstens dem Schreiber dieser Zeilen in der Wirklichkeit noch nie begegnet ist.

Barbier Wendt war ein noch junger und geschäftstüchtiger Mann.

Kam die Fremdenzeit, so bekleidete er seinen Gehilfen und seinen Lehrling, die während der anderen Monate in ihren unscheinbaren Privatanzügen gingen, mit ansehnlichen, weißen Drillichjackets, die noch obendrein am Kragen und an den Schultern blaue Schnüre hatten. Ferner bekamen die Kunden außer der weißen Serviette noch ein schwarzes Tuch von Taft unter derselben umgebunden. Fragte ein Kunde erstaunt nach dem Zweck dieses Tuches, so erhielt er zur Antwort, der Zweck des Tuches wäre der, daß von der Serviette keine weißen Fussel auf den Rock des Kunden kämen. Solche und ähnliche Vorkehrungen traf Barbier Wendt, um die erhöhte Taxe gewissermaßen rechtfertigen und begründen zu können. Auch stellte er während der Sommermonate in seinem Salon auf einem offenen Regale regelmäßig eine Anzahl Bairumflaschen auf, die zwar niemand kaufte, obwohl er sie bei jeder Gelegenheit als ein glänzendes Mittel zur Beförderung des Haarwuchses und zur Reinigung der Kopfhaut empfahl, die aber immerhin dem Salon ein wohlthätigeres und stattlicheres Aeußere verliehen.

„Morgen, Herr Doktor,“ sagte Barbier Wendt, als Hannefried in den Salon trat.

Wendt war gerade mit dem Einseifen eines Kunden beschäftigt. Hannefried hatte es bisher für überflüssig gehalten, den Irrtum, der in dem Titel lag, welchen Wendt ihm vor den Leuten gab, zu berücksichtigen.

„Rasieren gefällig?“ fragte der Gehilfe.

„Und Haarschneiden,“ sagte Hannefried.

„Gefälligst Platz nehmen?“ versetzte der Gehilfe. Hannefried ließ sich auf den Sessel nieder, fuhr nach einigen erst fruchtlosen Versuchen mit den Armen in den weißen Vinnenüberwurf, mit welchem der Gehilfe ihn bekleidete, und sah dann in den Spiegel.

„Schönes Wetter heute, Herr Doktor!“ warf Wendt ein, seinen Kunden noch immer mit dem Seifenschaum bearbeitend, während der Gehilfe das Scherzeug herbeiholte.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Eine Milliarde Minuten. Die Minute erscheint unserm Gefühl als ein unbedeutend kleiner Zeitabschnitt, und sollten wir größere Zeiträume in Minuten abschätzen, würden die meisten sicher rasch genug die größten Zahlwörter zu Hilfe nehmen. Es ist daher interessant, auf die verhältnismäßig wenig bekannte Thatsache hinzuweisen, daß seit Christi Geburt, also seit dem Anfangstermin unserer Zeitrechnung, erst jetzt eine Milliarde Minuten verstrichen ist. Denn da ein gewöhnliches Jahr 525 600 Minuten umfaßt, so bedeutet dies für 19 Jahrhunderte erst 994 640 000 Minuten. Nach dieser Berechnung vollendet sich also in diesem Jahre erst die erste Milliarde, und zwar am 3. August 10 Uhr 40 Minuten vormittags. Um den Termin wirklich genau festzustellen, wird man freilich die Schaltjahre berücksichtigen müssen, die für jedes Jahrhundert bis zum Jahre 1600 je 25 Tage und seitdem je 24 Tage ausmachen; ferner muß man die im Oktober 1582 bei der Kalenderrevision ausgefallenen zehn Tage abziehen. Hiernach ist der Termin 462 Tage früher anzusetzen, also auf den 22. April 1901 10 Uhr 40 Minuten vormittags, und wir sind demnach bereits im vorigen Jahre in die zweite Milliarde eingetreten. Zum Vergleiche sei darauf hingewiesen, daß selbst eine Milliarde Sekunden kein so ganz winziges Zeitmaß ist. Gehören doch immerhin schon fast 32 Jahre dazu, und nur noch eine geringe Anzahl der Sterblichen durchlebt diesen Zeitraum zweimal. Und endlich die Stundenmilliarde, die mehr als hunderttausend Jahre umfaßt, gehört schon zu den Maßen, die für uns reine Zahlen sind ohne greifbare Vorstellung.

✻ Unsere Bilder. ✻

Eine Beerdigung in Rußland. Das kleinrussische Dörfchen hat seine Kirche und seinen Friedhof gemeinsam mit zwei anderen Ortschaften

in dem fünf Werst entfernten Flecken. In der wärmeren Jahreszeit wird diese Entfernung nicht als schlimm betrachtet, aber im Winter, wenn die Wege fußhoch verschneit sind, und Schneestürme und bittere Kälte das Weiterkommen erschweren, dann vermißt wohl mancher Bauer das Gotteshaus und die Grabstätte im eigenen Dorf. — Dem Bauern Niketas Gregorewitsch ist sein Weib gestorben und soll morgens im Kirchdorf beerdigt werden. Schon zwei Stunden nach Mitternacht werden die Pferde vor den Schlitten gespannt, denn man muß frühzeitig aufbrechen, da der Schneesturm eine Fahrt mit Unterbrechungen verheißt, der Pope aber vor der Beerdigung noch die Leiche einsegnen soll. Der Vollmond steht gerade über den frostglühenden Baumwipfeln, als die Troika mit den drei Männern, die den Sarg begleiteten, den Wald passiert. Noch ist alles still. Man hört nichts als das Einschlagen der Pferdehufe in die gefrorene Schneedecke und das schleifende Geräusch, welches der Schlitten verursacht. Plötzlich beginnen die Pferde unruhig zu wiehern und fallen in ein rasendes Tempo. In demselben Moment hören die Bauern heiseres Heulen und Bellen, und da stürzt auch schon aus dem Holze ein Rudel Wölfe auf den Schlitten zu, Gier und Mordlust in den glühenden Augen. Die Wölfe versuchen, den Pferden an die Hälse zu springen. In dem Augenblick, wo das erste Raubtier dieses Vorhaben ausführen will, knallt auch schon ein Schuß und der Wolf stürzt im Feuer. Aber nun gilt es, sich der übrigen zu erwehren. Einen Schuß um den anderen geben die Bauern ab und können nicht schnell genug aus Neue laden. Der Lenker der Troika, um die linke Hand die Zügel gewunden, um die wild gewordenen Pferde zu halten, feuert mit der Rechten seine Pistole auf die Bestien ab, die mit Wutgeheul dem Gefährt folgen. Gelingt es den Jnsassen, sich bis zum nahen Ausgang des Waldes durchzukämpfen, bis wohin die Lichter eines kleinen Ortes ihren Schein werfen, so sind sie gerettet, da die Bestien sich nicht bis zu den menschlichen Wohnungen wagen.

Ein schwarzer Nachmeister, vor wenigen Jahren noch ein Ding der Unmöglichkeit, ist jetzt eine nicht gerade seltene Erscheinung in unseren deutschen Kolonien des dunkelsten Erdteils. Verlangen doch unsere dortigen polizeilichen Einrichtungen durchaus der Mithilfe der einheimischen Bevölkerung. Die schwarzen Angehörigen der Schutztruppen rangieren unter sich und sind alle den weißen Vertretern des Mutterlandes unterstellt. Trotzdem aber fühlt sich solch ein Eingeborener, der durch gute Führung und Intelligenz es vermochte, sich über seine Mitbrüder aufzuschwingen und dafür in der kleidsamen Uniform unserer Schutztruppe herumzuspazieren, nicht wenig stolz und dünkt sich besser als alle seine Stammesgenossen, nicht selten gar als ein angestammter Herrscher oder König, wie diese Häuptlinge sich gern bezeichnen lassen.

Das **Demmersche Haus in Braunschweig**, eine Reliquie aus dem 16. Jahrhundert, wird in pietätvoller Weise der Nachwelt erhalten bleiben. Das Demmersche Haus, welches im Jahre 1536 erbaut wurde, ist ein Denkmal der hohen Blüte von Kunst und Gewerbe in der alten Stadt von jener Zeit. Jetzt soll es zu neuem Glanze erstehen, da man beabsichtigt, die gesamte Fassade des Gebäudes, welches im vorigen Jahre abgebrochen wurde, am Burgplatz in Braunschweig wieder aufzubauen. Ermöglicht ist dieses durch die Fürsorge des braunschweigischen Magistrats, welcher das Kunstwerk, ehe zum Abbruch des Gebäudes, der von dem jetzigen Besitzer des Hauses herbeigeführt wurde, weil die Innenräume seinen Zwecken nicht entsprachen, geschritten wurde, im Interesse der Kunst erwirbt und ein sachgemäßes Niederlegen des Gebäudes veranlaßte. Die kunstgerechte Wiederherstellung der Fassade an einem Gebäude der Neuzeit erfolgt an dem genannten Platz zwischen dem Weltweinschen Hause von 1573 und dem in deutschem Renaissancestyl 1896 erbauten neuen Hotel „Deutsches Haus“. Viel zur Erhaltung dieses Monumentes altertümlichen Gewerbesleißes hat auch der Prinzregent von Braunschweig durch Ueberweisung von 15 000 Mark beigetragen.

Eine **sonderbare Cavalcade** zeigt heute eines unserer Bilder, eine Truppenpatrouille auf Reitochsen in Deutsch-Südwestafrika. Wenn solche Abteilungen unsere Orte durchziehen würde, sie würde nicht wenig begafft und bespöttelt werden, aber dort in unsern Besitzungen sind sie etwas alltägliches, welches kaum noch den Blick der freilich dort noch nicht allzureichlich vertretenen Einwohner auf sich zieht. Es sind aber auch andere Tiere als unsere hiesigen Ochsen, die man dort in Konkurrenz mit dem Pferd treten läßt, welches in manchen Teilen nur spärlich vertreten ist und auch den klimatischen und Futterverhältnissen nicht die genügende Widerstandsfähigkeit entgegenzusetzen vermag. Wenn die Schnelligkeit der Reitochsen auch nicht ganz jene der Pferde erreicht, so ist sie doch immerhin sehr beträchtlich. Das Reiten selbst auf dem Ochsen ist nicht so angenehm wie auf dem Pferde, sie stoßen bedeutend mehr und lassen sich auch schwieriger leiten. Der Führer dieser Reiterabteilung ist, wie auch auf unserm Bilde ersichtlich, fast immer mittels Pferdes beritten gemacht, wodurch ihm die Leitung seiner Untergebenen nicht unwesentlich erleichtert wird.

In Verlegenheit.

„Lateleben, was ist das: „Christlich währt am längsten?“
„Mein Gott, wie bist Du so dumm! Kannst Du nicht nachsehen im Lexikon!“

Malitiose Antwort.

Herr (vor einem Bilde stehend): „Hm, was soll denn dieses eigentlich vorstellen?“
Maler: „Sonderbare Frage! Das ist doch leicht zu erraten, im Hintergrund, das ist eine Wiese.“
Herr: „Und davor?“
Maler: „Davor steht ein Esel.“

Erster Gedanke.

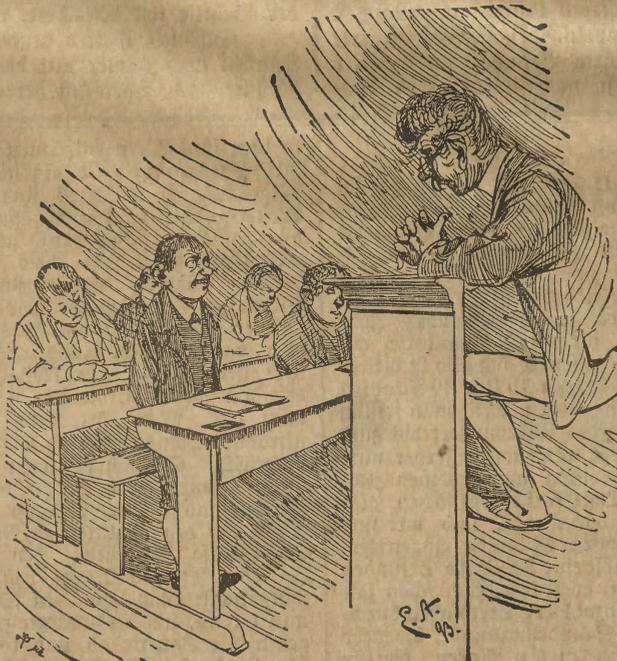
Kalkulator: „Da lese ich eben in der Zeitung, daß in China wieder fürchterlich geraunt wird!“
Gattin: „Da mög'n schön viel Vasen z'sanmig'haut werden!“

Fataler Druckfehler.

(Aus dem Bericht über eine Kneipkur.)
Der erste Kuß erfolgte mit heftigem Widerstreben der Dame; die folgenden extrug sie schon mit einer gewissen Ruhe.

Luftiges.

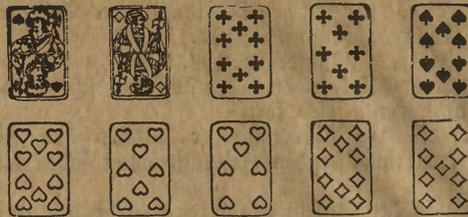
Aus der Schule.



„Was hatten die alten Römer vor uns voraus, Müller?“
„Sie brauchten nicht Virgil zu übersetzen.“

Nachtsch.

1. Skataufgabe.



Mittelhand tourniert mit obigen Karten und nimmt Pik-Acht und Coeur-Aß auf. Er legt Kreuz- und Karo-Zehn, doch siben die Karten für ihn so ungünstig, daß er schwarz wird. Vorhand hat weder Acht noch Dame. Wie war der Gang des Spiels?

2. Silberrätsel.

an be che ca di dix dro ei fé is i land leff ler lon ma ma
nach né ra rel se sko ti tu wad

Aus obestehenden 26 Silben sind neun Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines Werkes, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen des Dichters ergeben. Die Worte sind: 1. ein französischer Schriftsteller, 2. eine Stadt in Mitteldeutschland, 3. eine Person in einem Schiller'schen Trauerspiel, 4. eine nordische Insel, 5. eine Stadt in Spanien, 6. ein Fluß in Indien, 7. ein altd deutsches Epos, 8. das Weib eines griechischen Helden, 9. ein berühmten russischer General.

3. Rätsel.

Ich steh in dunkler Mitternacht
Im Kampfgewühl, in heißer Schlacht
Bin in der Regel zwar nur klein,
Doch erster in der Linie Reih'n.

Ein Plätzchen ward mir eingeräumt
Im Liebestraum, den Du geträumt;
Ich mach bemerkbar mich im Schlaf,
Kein Blick mich je im Wachen traf.

Ein Stück bin ich vom Sternenzelt,
Am Himmelsdome angestellt! —
Hast Du erraten mich? O, sprich!
Nicht von der Schwelle weiche ich.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Lieber Sterne ohne Strahlen, als Strahlen ohne Sterne;
Lieber Kerne ohne Schalen, als Schalen ohne Kerne;
Geld lieber ohne Tischen, als Tischen ohne Geld,
Wein lieber ohne Flaschen, als umgekehrt bestellt.
2. Diana, Megaris, Pantheon; Gehege, Bileam, Senegal; Nomade, Marine, Diamant; Katheder; Sirene, Arjenit. — Agathe, Helena, Maria, Theresie.
3. Ostern, Stern, Torso, Gros, Ross, Norme.
4. Walbed.

Unter Freunden.

„Ich danke Dir für Deine guten Ratschläge; allein, ohne Geld kann man absolut nichts machen.“
„Doch, doch!“
„Was denn?“
„Schulden.“

Zu viel verlangt.

Gläubiger (wütend): „Jetzt bin ich schon zwanzig Mal mit der Rechnung hier gewesen!“
Schuldner: „Ja, ja — haben Sie aber auch nur ein einziges Mal meinen Kindern eine Kleinigkeit mitgebracht?“

Bech.

„Ach, so'n Bech, lieber Kamrad! Wizenstein erzählt da aller Welt, daß ich gestern die reizende Millionärin Knutosow im Hotelgarten geküßt habe —!“
„Aber Kamrad, is doch brillant wegen Manichäer — baldige Verlobung in Aussicht — mit Millionärin —, was?“
„Na ja, is ja Alles sehr schön — wenn es bloß nich der Wizenstein erzählt hätte! Dem Kerl glaubt ja kein Mensch auch nur ne Silbe!“